

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 44

Rubrik: Limmatspritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fritz Herdi

Der fröhliche Cellist

«Wer etwas über Musik wissen will, der frage allemal bei den Cellisten nach. Die Cellisten – wo immer sie auftreten, im Streichquartett oder im Orchester – sind in jahrhundertalter Tradition geübt, die Musik zu lieben, die Musiker jedoch nicht sonderlich ernst zu nehmen.»

So formulierte es einer meiner guten Doppelkollegen (als Journalist und Musiker), Jürg Ramspeck, vor langen Jahren im Zusammenhang mit dem Zürcher Cellisten Julius Bächi, dessen fröhliches Konterfei aus drei Gründen auf dieser Seite prangt. Erstens war Julius Bächi einer meiner Cellolehrer. Zweitens wird er am 15. November 1982 die berühmten «4×20» Jahre jung. Und drittens pflegt Bächi, einst SoloCellist im frühen Radioorchester 1928–1944, später im Tonhalleorchester, Jahrzehntelang Lehrer an der Musikakademie Zürich, Mitorganisator festlicher Cellokonzerte (mit 24, 67 und einmal sogar mehr als 100 Cellisten) an Geburtstagen des grossen Vorbildes Pablo Casals, der 1973 mit 97 Jahren gestorben ist, zwei Hobbys: Zeichnen (seine Zeichnungen von Beethoven-Wohnstätten illustrieren ein bibliophiles Buch) und zweitens das Sammeln von Humor rund um die Musik.

Ein Leben lang schnitt Julius Bächi Einschlägiges aus, klebte es kunterbunt in Hefte, ist mittlerweile bei Heft Nr. 19 angelangt, und ...

Also, man muss das gesehen haben: Karikaturen, Gedrucktes, Handgeschriebenes, Kalenderblätter, gezeichnete Witze, Gedichte (etwa von Fridolin Tschudi, Nebi-Elsa von Grindelstein, Bö). Und Definitionen, so: «Geigerzähler = Orchesterwart.» Zitate, so Brahms über Dvořák: «Aus seinen Abfällen könnte sich jeder andere die Hauptthemen zusammenklauben.» Auch Limericks wie: «Ein Froschmännlein fragte Frau Kröte: / Verehrteste, spielen Sie Flöte? / Da meint sie piano in zartem Soprano: / Ja, wenn sich Gelegenheit böte.» Dazwischen die Photokopie eines Briefs von Beethoven aus der Zeit, da Ludwig van eine Kö-

chin suchte. Oder ein Auszug aus einem schönen Polgar-Feuilleton.

Wie gesagt: kreuz und quer im Kuddelmuddelstil. Daneben aber hat Julius Bächi auszugsweise sozusagen «Das Beste» aus seiner Sammlung separat und geordnet zusammengetragen und zum Beispiel Instrumentalisten, Dirigenten, Kalauern, Kritikern, Komponisten separate Kapitel gewidmet. Und das Sammeln geht weiter, genau wie sein Musizieren: Bächi betreut noch ein Dutzend Schüler, musiziert regelmässig im Quartett unter anderem zusammen mit Prof. Wagner, dem 77jährigen Vater des jetzigen Zürcher Stadtpräsidenten.

Apropos Schüler: Bächi erklärte vor Jahrzehnten einem Schüler den Lagenwechsel am Cello. Der Bub schien mit Interesse zuzuhören. Bächi schliesslich: «Häsch jetzt ales kapiert?» Drauf der Schüler: «Herr Bächi, händ Sie eigeli e Karbidlampe oder en Dynamo a Irem Velo?» Und ein Bächi-Schüler, der damalige Fünftklässler Joh. Ganz, besah sich sein neues, eichenes Cellobrett (schont den Boden vor dem metallenen Cellostachel) und sagte zu Lehrer Bächi: «Das hebet dänn no lang ane, wänn Sie scho underem Bode sind!» Jugend!

Ich habe in Bächis Heften stundenlang geblättert. Da ein Ausspruch: «Was dem einen Mozart bedeutet, das ist dem andern der sonntägliche Schiessstand.» Dort die Pointe mit dem Platzanweiser: «Bedaure, mein Herr, hier beim Notausgang dürfen Sie nicht stehen, der ist für den Komponisten reserviert.» Dazwischen ein Druckfehlerchen: «Der Künstler spielt vor einem anächtig lausenden Publikum.» Oder ein Scherzwort: «Die Bassgeige ist die Schwiegermutter unter den Instrumenten – sie brummt überall dazu.»

Der Wiener Kritiker Eduard Hanslick, Intimgegner Wagners, wird zitiert, weil er eine Sonate für Violine und Klavier von Grieg in der Rezension als «eigentlich ein im Seehundsfell eingenähter Mendelssohn» bezeichnete.



Julius Bächi in der Karikatur

Apropos Wagner: angebliches Telegramm von Nietzsche aus Bayreuth: «Bin in Bayreuth, bereits bereut!» Musikus Hellmesberger kommt zum Handkuss, weil er von einer Operette meinte: «Den Mangel an Blech im Orchester gleicht das Textbuch völlig aus.» Und der Cellist Heinrich Grünfeld ist erwähnt, weil ein Gedicht zu seinem 25-Jahr-Jubiläum in Berlin mit dem Satze schloss: «Heil Dir, grosser Künstler auf dem Darm!»

Aus den Kuddelmuddel-Heften von Julius Bächi, der übrigens auch eine Reihe von cellopädagogischen Musikheften sowie ein international gerühmtes Buch mit Cellisten-Porträts herausgegeben hat, steigt übrigens ein mildes Dütchchen von gerauchtem Tabak: Stumpenrauchen und Schwimmen gehören zu Bächis Fitness-Training. Prof. Dr. Fritz Gysi, der einstige Musikrezensent in Zürich, erwähnte ja einmal: «Ein Stumpen auch ist ihm zu gönnen, das Rauchen stärkt ja Kunst und Können.» Nachzulesen in Gysis Gratulationsgedicht zu Bächis 60. Geburtstag vor 20 Jahren, das also anhuh: «Es gibt ein schönes Instrument, / so schön wie keines – sapperton! / Verschiedentlich wird es traktiert: / Der eine kratzt es ungeniert, / ein anderer zeigt mehr Gefühl ...» Und später: «Regt sich der Spieltrieb irgendwann, / klopft man bei Meister Bächi an. / Der untersucht den Fall sogleich, wird krebsrot oder totenbleich / je nach Befund ...»

Zurück zu Bächis Musikhumorheften. Just beim Kunstreis gelandet, der zu Richard Strauss sagte: «Meister, ich habe Ihre «Alpensinfonie» gehört, sie ist grossartig. Im zweiten Satz gibt es sogar eine Stelle, wo es

einem eiskalt über den Rücken läuft. Was bedeutet sie eigentlich?» Strauss darauf lächelnd: «Das ist die Stelle, wo der Kurgast die Hotelrechnung bekommt.»

Und dann zu Mozarts Freude an Wortspielen. Etwa nach Ärger und Schieflaufenem: «Lex mihi ars.» Klingt wie Dingsda, heisst aber: «Die Kunst ist für mich Gesetz.» Oder da ist Freund Bauer, der dem Komponisten Brahms lange beim Schimpfen über alles mögliche zugehört hat und ihn schliesslich den «grössten Schimpfoniiker der Gegenwart» nennt.

Und aus der Ansprache des Gefängnisdirektors nach dem Konzert eines musikalischen Sträflings: «Wir sind glücklich, einen so hochtalentierten Künstler für 15 Jahre bei uns zu haben.» Aus musicalischen Wünschen von Radiofreunden: «Das Largo maggiore von Händel.» Auch: «Die Gänseleber-Sonate» (statt: quinze célèbres sonates) von Beethoven. Freiwillig kalauernd der zu einem Backhendl eingeladene Komponist Haydn, der dabei witzelt: «Im allgemeinen sagt man, Händel stehe über Haydn; heute aber sitzt Haydn über dem Hendl.»

Ich kann leider, das Format des Nebi hindert mich daran, hier nicht vom Hundertsten ins Tau sendste kommen. Item: ich kenne nur einen Cellisten, der so enorm viel Musikhumor gesammelt hat: Julius Bächi. Bächi, der heute nach Thomas Manns «Man muss mitmachen, was noch geht» so freudvoll musiziert, was ihm Spass macht, im Gegensatz zu – manchmal – früher, wie Fritz Gysi es reimte: «Oft muss der Cellomann sich plagen / mit Noten, die ihm gar nichts sagen. / Er pirscht durch mancherlei Reviere / und spielt, ob er sich auch geniere, / das tollste Zeug, weil's so befahlen! – ach, würd' es doch der Teufel holen!»

Und wenn man den Jubilar Bächi fragen würde, wie lange er schon Cello spielt, würde er wohl mit einem Scherz aus seiner Sammlung antworten: «Es werden jetzt etwa 65 Jahre verstrichen» sein!»

Elchina
das bewährte und wohl schmeckende
Stärkungsmittel – gibt
neue Kraft und Energie.
In Apotheken und Drogerien



Erwartungen

Noch vor kurzem wurde hier (Nr. 38) der Wunsch geäussert, manche Angehörige der sogenannten Friedensbewegung möchten mehr mit Argumenten fechten als mit Mummenschanz ulken (oder Befürworter der Armee pauschal verhöhnen), und schon schien der Wunsch in Erfüllung zu gehen. Hoffnungsvoll konnte man das Erscheinen eines ganzen Buches zum Thema Abschaffung der Armee begrüssen. Als Autor des Buches erscheint im Titel Hans A. Pestalozzi, der sich selber als «autonomer Agitator» vorstellt. Offenbar verspricht man sich von der Deklarierung seiner alleinigen Autorschaft eine verkaufsfördernde Wirkung. Von ihm selber sind indessen nur das Vorwort und zwei von insgesamt 29 Beiträgen, von denen im übrigen ein Drittel dem Goldmann-Taschenbuch «Frieden in Deutschland» entnommen ist. Was diese deutschen Autoren beitragen sollen zum Thema «Abschaffung unserer Armee» ist eher unklar, nicht nur weil es den Deutschen der Friedensbewegung ja vor allem (und verständlicherweise) um die Stationierung neuer Mittelstreckenraketen in der BRD geht, was mit unserer Landesverteidigung direkt wenig zu tun hat, sondern auch weil gerade Autoren wie Gert Bastian und Gerhard Eppler ja keineswegs der Ansicht sind, die Bundesrepublik solle auf eine konventionelle Verteidigung verzichten. Sie liefern also keine Argumente für eine Abschaffung unserer Armee. Ganz abgesehen davon, dass ein Stationierungsverbot für Kernwaffen in Westdeutschland nicht unbedingt gegen unsere Landesverteidigung spräche ...

Nun sei vorweg mit aller Deutlichkeit gesagt, dass es in dieser Befragung nicht darum geht, alle die Gedanken der deutschen und schweizerischen Autoren zu prüfen und zu werten, sondern es soll nur untersucht werden, inwiefern das Buch jene Erwartungen erfüllt, die es mit dem Titel bewusst weckt, nämlich dass der Leser Argumente geliefert erhält, die für eine Abschaffung unserer Armee sprechen.

Eher enttäuschend

Was viele auch schweizerische Autoren aber gerade zu dieser plakatierten Kernfrage äussern, ist eher enttäuschend, wenn auch dem Gesagten beizupflchten ist. So wenn Pestalozzi in seinem ersten Beitrag für eine Abschaffung aller Armeen plädiert. (Das wäre schön, doch möglich wohl nur dann, wenn alle gleichzeitig verschwinden.) Oder wenn er Rücksichtnahme statt Eigennutz, Liebe statt Ablehnung, Solidarität statt Konkurrenz, Sein statt Haben fordert. (Wer wollte da widersprechen; doch ist nicht ganz einzusehen, inwiefern das gegen unsere Verteidigungsbelegschaft spricht.) Nur wenn Pestalozzi die Friedensbewegung als Teil jener viel grösseren Bewegung sieht, in der es um den Aufstand der Bürger gegen die Experten, gegen Autoritäten, gegen «die alten kranken Männer, die uns regieren» gehe, dann muss er es mit dieser Friedensbewegung ausmachen, ob sie die von ihm vorgeschlagenen Mittel zum Zweck allesamt billigt.

Zuerst ist man mit fortschreitender Lektüre erstaunt, dass statt zum Thema gesprochen nur Kritik an der Schweiz geübt wird und dabei reichlich Steckenpferde geritten werden. Damit soll wohl bewiesen werden, dass unser Land gar nicht verteidigungswürdig sei. Etwa wenn Max Schmid äussert, er sei gegen die Armee, weil sie die «Macht der Mafia-Bosse in den Schlüsselstellungen von Wirtschaft, Militär, Politik, Wissenschaft und Verwaltung» schütze. Ihm geht es viel mehr gegen unser «System» als gegen unsere Landesverteidigung. Und Nationalrat Jean Ziegler singt unter dem angemessenen Titel «Wir gehen über Leichen» sein aus verschiedenen Publikationen bereits bekanntes Lied vom angeblichen Krieg unserer Bankiers gegen die Dritte Welt. Es ist die Rede vom «frei wütenden helvetischen Banken-Banditismus», und da fehlt auch nicht die Klage (wie auch bei Pestalozzi) über die Aufhebung des Zürcher Autonomen Jugend-Zentrums.

Man möchte hier einwenden, dass ja eigentlich die überwiegende Mehrheit der Schweizer Bevölkerung mit diesem unserem «System» nicht nur einverstanden ist, sondern es für verteidigungswert hält – bis man auf August E. Hohlers Beitrag stösst. Daraus geht hervor, dass er gebeten worden war, für dieses Buch über «Gewalt in unserer Gesellschaft» zu schreiben. Es scheint, dass es auch andern so ergangen ist. Auch dieses Thema ist zwar nützlich, und man kann Beat Gsell bepflichten, wenn er fordert, die Mängel der Rechtsstaatlichkeit in der Schweiz seien abzubauen mit dem Fernziel, unsere Wirtschaftsgesellschaft im Sinne einer durchgehenden Demokratisierung umzustrukturen, wobei auch die Infragestellung unserer Armee und der militärischen Landesverteidigung mit einzubeziehen sei.

Näher ans Thema

Roman Brodmann meint, man sollte unsere Armee abschaffen, um das Geld, das sie verschlingt, sinnvoller auszugeben, um jungen Leuten die Möglichkeit zu geben, «weltweite Solidarität zu praktizieren, statt missgelaunt einen sinnlosen Militärdienst abzuleisten». Das wäre in der Tat schön, und der Vorschlag röhrt an die Frage, ob die Rüstungsausgaben wirklich unnötig vertan sind oder ob wir sie als Versicherungsprämie buchen können. Hansjörg Braunschweig jedoch vertritt die Meinung, die Schweizer Armee diene nur der Erhaltung der Macht des Establishments, die Möglichkeit einer Bedrohung von aussen, welche eine Armee rechtfertige, bestehe nicht, sondern zur Rechtfertigung der Existenz unserer Armee würden *künstliche* Feindbilder geschaffen.

Dem Verlag (Zytglogge, Bern) ist der Vorwurf nicht zu ersparen, dass er angesichts des Titels, den er dem Buch gab, in diesem Punkt die Diskussion nicht vertieft. Für Jürg Frischknecht ist geistige Landesverteidigung helvetische Gehirnwäsche und «Gesamtverteidigung» ein Instrument, mit dem man den inneren Feind ins Visier nimmt. Er wagt die Prognose, «dass künftig auch im Armeebereich mehr Dissidenten für Transparenz sorgen werden». Eine Abschaffung der Armee erwägt er direkt ebenso wenig wie Rosmarie Kurz, die sich gegen einen nationalen Frauendienst in der Armee äussert (der ja im übrigen auch von keiner Seite erwogen wird), oder Peter Weishaupt, der gegen eine Waffenaustrahl der Schweiz schreibt. Auch in ihrer Geschichte des Pazifismus kommt Klara Obermüller nur zum allgemein globalen Schluss: «Stell dir vor, es ist Krieg und keiner geht hin.» Und so geht es weiter: Peter Hug plädiert für einen Zivildienst, Theo Ginsburg für Friedensforschung in der Schweiz. Konrad Kreuzer führt aus, der Schweizer Zivilschutz sei ein Beitrag zum Krieg und regt an, nachzudenken, ob man Armee und Zivilschutz – Wehr und Trost – abschaffen wolle. Andreas Gross gibt Argumente für die Volksinitiative der schweizerischen Jungsozialisten zur Abschaffung der Armee, die aber selbst von einem Teil der eigenen Mitglieder (den welschen) als falsch bezeichnet werden. Und so fort.

Ein zweiter Diskussionspunkt schält sich indessen heraus, der es verdient hätte, verfolgt zu werden. In einem seiner Beiträge streift Pestalozzi die Idee: Abschaffung unserer Armee, dafür Erhaltung der Selbstständigkeit durch *soziale Verteidigung*, Befreiung von fremden Machthabern durch *ziviler Widerstand*. Und Hans Saner geht davon aus, dass die geltende Ansicht, Neutralität müsse militärisch geschützt werden, nicht haltbar sei, und äussert die Hoffnung, einer der neutralen Staaten wage das Experiment mit *unbewaffneter Neutralität*,

nämlich mit gewaltlosem Widerstand. Ruedi Eppli sieht ebenfalls an Stelle einer militärischen Verteidigung den sozialen Widerstand, die «soziale Verteidigung» gegenüber einem Besitzer. Dazu stellt er fest: «Sie (die sozialen Verteidiger) müssen risikofreudig und im gewaltfreien Widerstand geübt sein. Zur Verteidigung müssen Vorbereitungen getroffen sein.»

Schade, dass es die Verfasser bei diesen blosen Andeutungen beenden liessen. Eine solche organisierte soziale «Gesamtverteidigung», welche Vorbereitung und dauerndes Üben, ferner doch wohl auch die Schaffung geeigneter Infrastrukturen oder hierarchischer Strukturen voraussetzte – das müsste doch wohl zu einer Organisation führen, die unserer Armee recht ähnlich würde. Abschaffung der Militär-Armee und an ihrer Stelle eine alle umfassende «Civil-Armee»? Eines ist sicher: Mit sozialem, gewaltfreiem Widerstand gegenüber einem Besitzer erkaufte man sich nicht die Gewissheit seiner Gewaltlosigkeit.

Die Schweiz liegt im Zentrum Europas, sie bildet den Schnittpunkt, die Drehscheibe der Verbindungen zwischen europäischen Grossstaaten und für diese Staaten insofern eine relative Sicherheit, als die Schweiz neutral ist. Aber es ist schwer, sich vorzustellen, sie bliebe eine Sicherheit, wenn sie unbewaffnet ein Vakuum bildete, ein Territorium, das ein Nachbar gegen einen andern Nachbarn *kostenlos* benützen könnte. Insofern haben eigentlich nicht nur wir selber darüber zu orakeln, wie wir uns verteidigen wollen, sondern es geht auch darum, wie unsere Nachbarn erwarten, dass wir uns (zu ihrer Beruhigung) verteidigen werden oder würden. Neutralität ist eine Friedensdemonstration. *Bewaffnete Neutralität* ist immerhin der handfeste (mit Opfern wie Militärdienst und Rüstungsausgaben geführte) Beweis für den Friedenswillen. Dass wir gegebenenfalls mit allen Mitteln «sozialen gewaltlosen Widerstand» leisten würden, könnten wir Nachbarn nur verbal versprechen ... Auch in dieser Beziehung hätte man sich von diesem Buch weiterführende Überlegungen erhofft. Doch das Buch kann zu eigenen Gedanken anregen. Zum vielversprechenden Titel bietet es zu wenig, und selbst dies nur in Ansätzen, darüber hinweg täuschen weder die mehrseitige Liste des Schweizerischen Friedensrates mit Adressen pazifischer Gruppen noch die praktischen Anweisungen einer deutschen Autorin für die Agitation im Rahmen der «Friedensarbeit», worunter Sand verschicken an Regierungsstellen, ständige Rathausumwanderung, Verkehrsbehinderung, öffentliche Falschmeldungen usw. nicht fehlen. Und auch nicht August E. Hohlers sicher ernstnehmende Warnung, die Friedensbewegung könne die Mächtigen der Welt das Fürchten lehren.